

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

№ 9.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Dillthal.

1915.

Der Handschuh.

Erzählung von T. Brenkendorff.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Vergib mir!“ stammelte Luzie. „Vergib! — Ich habe die schrecklichste Strafe verdient. Aber ich bin ja so glücklich — oh, so unaussprechlich glücklich!“

Hefmer beeilte sich, sie aufzuheben und ihr die Tränen von den Wimpern zu küssen. Aber als er sie ein wenig beruhigt zu haben glaubte, sagte er: „Möchtest du mich nicht jetzt endlich erfahren lassen, Liebeste, was dies alles bedeutet? Es geht mir nämlich nachgerade schon wie ein Mühlrad im Kopf herum.“

Scheu wie ein Kind, das sich vor Schlägen fürchtet, blickte sie durch einen Schleier von Tränen zu ihm auf. „Ich habe ja geglaubt, daß — daß du — weil doch dein Name in seinem Notizbuch gestanden — und weil du von einem Schurken gesprochen hattest, der dich zum Wahnsinn brächte — und weil — weil du ein Ende machen wolltest — und weil — mein Gott, wenn du nur nicht unglücklicherweise auch noch den Handschuh verloren hättest — einen Handschuh, genau wie den, den man bei dem Erschossenen gefunden —“

Da endlich ging ihm das Verständnis auf, und er konnte nicht anders: er mußte hell auflachen, daß es wie in den seligsten Zeiten ihres jungen Glückes durch das Zimmer klang. Dann aber wurde er rasch wieder sehr ernst und ließ die lebende Gestalt des jungen Weibes aus seinen Armen. „Mit diesem Mordverdacht hast du mir freilich unrecht getan, Luzie. Aber darum bin ich noch lange nicht frei von Schuld, und um keinen Preis möchte ich das Bewußtsein dieser Schuld länger auf dem Gewissen haben. Deine Vermutungen waren gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt, als du vielleicht in diesem Augenblick glaubst. Ja, ich bin seit Wochen das Opfer eines nichtswürdigen Expreßers gewesen — eines Menschen, vor dem ich zitterte, weil er nach meinem Dafürhalten die Macht besaß, mich um deine Achtung und damit auch um deine Liebe zu bringen.“

„Oh, sage mir nichts!“ bat sie. „Ich will es nie, nie erfahren.“

Aber Hefmer ließ sich nicht mehr beirren. „Du glaubst, daß es ein bloßer Zufall gewesen sei, der uns zusammengeführt. Aber es ist leider nicht so. Weil ich als mittelloser Arzt eine lange Zeit der Sorgen und Kämpfe vor mir sah, verhielt ich mich durchaus nicht ablehnend, als mir ein Bekannter, der zugleich einer deiner entferntesten Verwandten ist, der ehemalige Assessor Winter, den Vorschlag machte, meine Verlobung mit einer reichen jungen Dame in die Wege zu leiten. Und ich sicherte ihm für den Fall des Gelingens die verlangte Provision von dreitausend Mark zu, eine Summe, die ich als den Rest eines kleinen elterlichen Erbschafts noch besaß. Das war, ehe ich dich gesehen. Aber wie könntest du mir nach solchem Bekenntnis jetzt noch glauben, daß es nicht Berechnung, sondern tiefe und echte Liebe war, die mich bestimmte, um dich zu werben, nachdem Winter wirklich unsere Bekanntschaft vermittelt hatte!“

Statt aller anderen Antwort schlang sie aufs neue die Arme um seinen Hals und lächelte ihm voll hingebender Zärtlichkeit zu. Und diese stumme Erwiderung machte ihm Mut, mit seiner Beichte zu Ende zu kommen.

Selbstverständlich gab ich dem lebenswürdigen Vermittler am Morgen des Verlobungstages die versprochenen dreitausend Mark — mit welchem Gefühl der Beschämung, brauche ich dir wohl kaum zu sagen. Dann hörte ich nichts mehr von ihm, bis er vor einigen Wochen unvermutet wieder auftauchte und in der unverschämtesten Form ein sogenanntes Darlehen von zehntausend Mark von mir verlangte. Natürlich konnte ich es ihm nicht geben, und als er sah, daß es mir mit der Weigerung Ernst war, drohte er ganz unverblümt, dir von der Art, wie unsere Verbindung zustande gekommen sei, Mitteilung zu machen. Das war es, was mich betrübte und

niedergeschlagen machte, was mich bis zur Verzweiflung aufregte. Denn alles, alles könnte ich verlieren, nur nicht dein Vertrauen und deine Liebe. Aber ich hatte keinen anderen Ausweg als den, mir die verlangte Summe von einem Bucherer zu beschaffen, und es kostete mich furchtbare Kämpfe, ehe ich mich entschloß, meine Zuflucht zu diesem unwürdigen Mittel zu nehmen. Endlich aber habe ich es doch getan. Während der beiden letzten Abende hatte ich in einer Weinstube lange Besprechungen mit einem Geldmann, den mir wiederum der saubere Herr Winter zugeführt, und morgen soll ich die zehntausend Mark von ihm erhalten.“

Da war es die kleine Frau Luzie, die hell und übermütig auflachte. „Aber das ist ja nun gar nicht mehr nötig, Schatz! — Dein Geständnis, das du mir ohne alle Sorge schon viel, viel früher hättest ablegen können, hat ja meinem edlen Herrn Vetter die Expreßerwaffe aus der Hand gewunden. Nun mag er in Gottes Namen aller Welt erzählen, daß er den Heiratsvermittler gespielt habe. Mich scheidet es nicht an; denn es gibt nichts, an das ich fester und inniger glaube, als an deine Liebe.“

Sie küßten sich wieder und lachten im fröhlichen Verein über das lange Gesicht, mit dem der Herr Assessor Winter morgen abziehen würde.

Dann aber kam Frau Luzie noch einmal auf den Urheber all ihrer furchtbaren Ängste zurück. „Wenn du

doch nur den Handschuh nicht verloren hättest, Schatz — diesen unseligen Handschuh, der alles verschuldet hat, was ich um dich gelitten!“

Da griff er in die Tasche seines Überziehers und legte ein geschmeidiges, perlgraues Etwas mit fünf schlaffen Fingern auf den Tisch. „Ich hatte ihn ja gar nicht verloren, Liebling. Ich hatte ihn nur in eine andere Tasche gesteckt, und noch gestern Abend habe ich ihn wiedergefunden. Ich wollte dir's erzählen, als ich heimkam, aber du lagst in so süßem Schlummer, daß ich dich nicht wecken mochte.“

Frau Luzie nahm den Handschuh und drückte ihn an ihre freisicheren roten Lippen. „Er gehört mir! Und als das kostbarste meiner Besitztümer werde ich ihn hüten.“

Ende.



General der Infanterie v. Sochow. (S. 35)



Algerische Schützen in Tunes. (S. 35)
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Die Erbschaft des Spiegelbauern.

Erzählung von Karl Bienenstein.

1.

(Nachdruck verboten.)

Katharina Palsinger, die Großmagd bei dem Hofbesitzer Peter Hirnstingl, war schlechter Laune. Dieser unangenehme Gemütszustand äußerte sich aber nicht in Worten, sondern in der Art und Weise, wie sie das ihr zur Reinigung anvertraute Küchengerät, oder besser gesagt, mißhandelte. Man hörte fortwährend ein geradezu beängstigendes Klappern und Klirren, und in unregelmäßigen Zwischenräumen vereinigten sich diese Geräusche zu einem einzigen, das ungefähr den Eindruck hervorrief, als wäre ein mit irdenem Geschirr hochbeladener Töpselwagen umgeschlagen.

Das bestimmte endlich die Bäuerin, in die Küche zu gehen, um dort zu Sanftmut und Milde zu mahnen. „Na hörst, Kathl!“, sagte sie im Tone gemüthlicher Zurechtweisung, „heut hast aber wieder dein Brandl! So ein Umhaun und so ein Umschlag'n, das ist doch schon ganz aus der Weis'. Was hast denn wieder?“

Katharina Palsinger hielt es nicht für angebracht, diese Frage zu beantworten, sondern begnügte sich damit, ihrer Herrin einen Blick zuzuwenden, der juridisch als lebensgefährliche Drohung zu behandeln gewesen wäre, und einen bleichernen Milcheimer so unart auf den Boden zu stellen, daß die Bäuerin ob dieses neuen Attentates auf ihre Gehörneren zuerst aufseufzte und dann mit der richtigen Bemerkung: „Wann die Leut Narr'n werden, geb'n sie vorher ein Zeichen!“, die Küche wieder verließ. Denn Frau Hirnstingl kannte ihre getreue Magd und wußte, daß jeder Versuch, die offenbar in den Anfangsstadien der Tobsucht Befindliche zu geräuschloser Tätigkeit zu befehlen, ganz vergeblich sei.

Dieser Rückzug der Gebieterin stimmte aber die ehr- und tugendhafte Jungfer Katharina doch etwas sanfter, und sie führte nun ihre Arbeit in der auch in anderen europäischen Küchen üblichen Weise, also mit nur mäßigem Geklirr, zu Ende. Dann ging sie in ihre Kammer, band sich die grobe Schürze aus blauem Leinen ab, nahm dafür eine aus geblühtem Rattun, band ein ähnliches Kopfstück über die dicken rotbraunen Flechten und verließ das Haus. In der Dämmerung, die mittlerweile angebrochen war, schritt sie durch den Obstgarten den Haselhecken zu, die den holprigen Fahrweg säumten.

Dort harrete ihrer bereits der Auserkorene ihres Herzens, der Großknecht vom benachbarten Hofe, Franz Xaver Burbaumer. Er war ein starker, vierschrötiger Mensch und paßte ganz vortrefflich zu ihr, die sich auch ganz beachtenswerter Körperverhältnisse und eines tüchtigen Knochenbaues erfreute.

Die beiden waren schon seit Jahren Brautleute und warteten nur auf den geeigneten Zeitpunkt, um zu heiraten. Daß er kommen mußte, davon waren sie überzeugt, aber wann, das wußte nur der liebe Gott und noch einer.

Franz Xaver reichte seiner langjährigen Braut die Hand und sagte: „Heut hast aber lang auf dich warten lass'n.“

„Was willst denn tun, wannst so ein' Haufen Geschirr zum Abwaschen hast! I hab' mich eh beeilt. Hast 'leicht heut was besonders Wichtiges?“

„Wichtig wär's freilich, aber Geld brauchst halt dazu,“ war die orakelhafte Antwort.

„Du meinst das Heiraten?“ erwiderte sie. „Na, ein Jahr werden wir schon noch warten müssen. Er is so arg zäh.“

„Heiraten — das kommt erst später. Was Wichtigers hab' i. A Häusl weiß i uns.“

„A Häusl?“

„Jawohl, grad recht für uns, nit zu groß, nit zu klein, nit zu teuer, zwei Joch Grund dabei, eine Kuh und zwei Geißen, a schön's neu's Strohdach — kurz und gut, grad wie's für uns paßt.“

„Und wo steht denn das selbige Häusl?“ fragte sie.

„Das Maurerhäusl im Steingraben is's, und billig wär's zu haben.“

„Wieviel soll's denn kosten?“ fragte Katharina gespannt.

„Zwölfhundert Gulden. Is nit zu viel, sag' i dir.“

Jungfer Katharina wurde nachdenklich. Das war allerdings ein Preis, über den sich reden ließ.

„Aber tummeln müßten wir uns halt,“ warf der Bräutigam wieder ein, „sonst schnappt uns das Häusl ein anderer vor der Nas'n weg, und so was finden wir nit bald wieder. Meinst nit a?“

Katharina Palsinger machte eine Ausnahme von den Gewohnheiten des weiblichen Geschlechtes und meinte dasselbe. Aber nun war die große Frage: woher die zwölfhundert Gulden nehmen? Franz Xaver hatte einhundertachtzig Gulden erspartes Geld, und seine Braut verfügte über einen Strumpf, der einhundertzwanzig Silbergulden barg. Das gab zusammen also erst ein Viertel des Kaufpreises, und daß damit die Witwe des Maurers zufrieden sein würde, war gewiß nicht anzunehmen.

„Auslassen sollten wir das Häusl aber doch nit,“ schloß Franz Xaver seine nicht gerade erhebenden Betrachtungen.

„Freilich sollten wir's nit auslassen,“ bestätigte sie.

„Mußt halt doch zu ihm gehn.“

„Wann's nur was hilst!“

„Mußt ihm's halt ordentlich ausdeutschen.“

„Das hab' i eh schon oft 'tan. Wann er halt nit Deutsch verstehen will —“

„So sagst ihm's einmal ordentlich, deine Meinung, dem Dickschädl.“

„Nützt nix. Bevor er nit stirbt, gibt er nix her, weil er sich alleweil fürcht', sein Geld wird ihm zu wenig.“

„Ja, mein Gott, was soll man denn da tun? Is ja schäd um das Häusl, sünd und schäd!“

„I muß halt doch zu ihm gehn und muß 's probieren.“

„Ja, wann's nur hilst.“

„I werd' ihm's halt ordentlich ausdeutschen.“

„Wannst es aber eh schon oft 'tan hast, und es hat nix geholfen?“



Freiherr Stephan v. Burian,
der neue österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren. (S. 35)

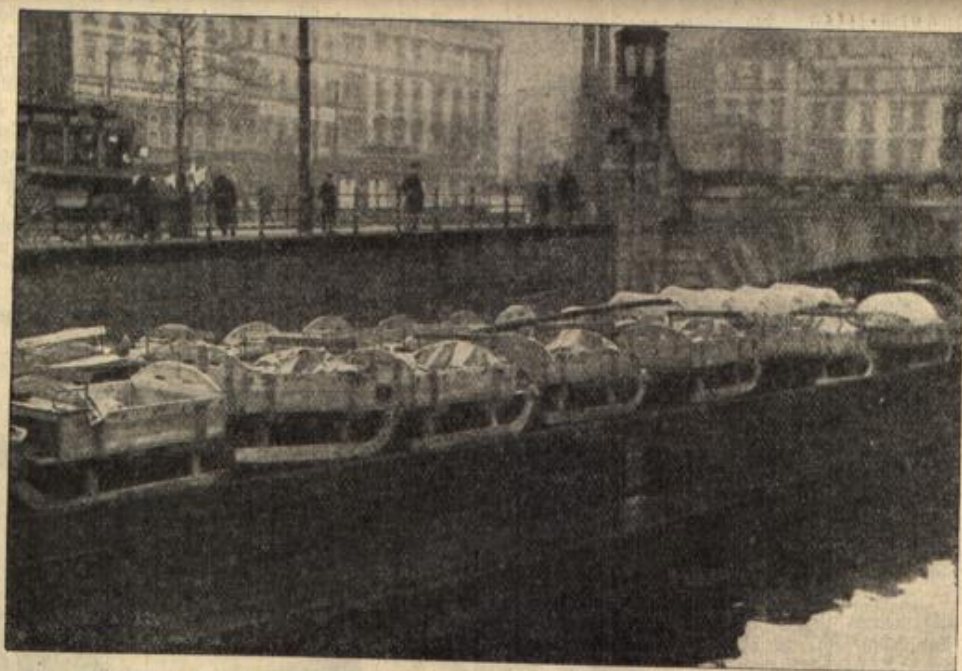
(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Bilder. — General der Infanterie Ewald v. Lochow, der Sieger von Soissons, ist am 1. April 1855 geboren. Er wurde im Kadettenkorps erzogen, trat am 19. April 1873 als Leutnant in das 2. Garderegiment zu Fuß, war fünf Jahre Bataillonsadjutant, wurde später zur Kriegsakademie abkommandiert und rückte 1882 zum Oberleutnant auf. Vier Jahre später wurde er in den Generalstab versetzt und am 22. Oktober 1888 als Hauptmann in den Großen Generalstab berufen. Nachdem er dann Bataillonskommandeur im 36. Infanterieregiment gewesen, wurde er im August 1899 mit den Geschäften des Stabschefs beim IV. Armeekorps betraut und das Jahr darauf als Oberleutnant in das Kriegsministerium kommandiert. 1903 erfolgte seine Ernennung zum Kommandeur des 4. Garderegiments zu Fuß, 1906 zum Führer der 19. Infanteriebrigade in Posen unter Beförderung zum Generalmajor. Im Oktober desselben Jahres wurde er Direktor des Armeeverwaltungsdepartements im Kriegsministerium, er erhielt dann die 2. Gardebrigade, und im September 1912 wurde er kommandierender General des III. Armeekorps in Brandenburg. — In dem südlich von Neuport gelegenen belgischen Städtchen Furnes, dem Hauptquartier der belgischen Armee, liegen nicht nur belgische Truppen, sondern auch solche der Verbündeten. Unlängst kamen dort auch algerische Schützen und marokkanische Hilfstruppen an, die dann später im Kampfe in den Dünen furchterliche Verluste erlitten. Wie mögen diese braunen Söhne Afrikas in den nassen und kalten Fluren des winterlichen Flanderns sich zurechtgefunden haben nach den sonnigen, heiteren Gefilden ihrer Heimat. — Freiherr Stephan v. Burian, der neue österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, stammt aus einer ungarischen Adelsfamilie im Preßburger Komitat. Er wurde am 16. Januar 1851 geboren und widmete sich der diplomatischen Laufbahn. Von 1875 bis 1880 war er bei den Konsulaten in Bukarest, Belgrad und Sofia tätig. 1882 bis 1886 war er Leiter des Generalkonsulats in Moskau, worauf er Generalkonsul in Sofia wurde. Nachdem er alsdann im Mini-

sterium des Auswärtigen Dienst geleistet, erfolgte seine Ernennung zum Gesandten am württembergischen Hof und 1897 zum Gesandten in Athen. Am 24. Juli 1903 wurde er mit der Leitung des gemeinsamen Finanzministeriums und der damit verbundenen Verwaltung Bosniens betraut. In seine Amtszeit fällt die Annexion Bosniens und der Herzegowina, wozu er die Anregung gegeben. Am 20. Februar 1912 vertauschte er seine Stellung mit der eines Ministers am kaiserlichen Hoflager. — Vor einiger Zeit konnte man auf der Spree in Berlin eine stattliche Reihe von Spreefähnen sehen, die beladen waren mit Tausenden von kleinen



Auf Spreefähnen verladene Schlitten, die auf den östlichen Kriegsschauplatz befördert werden.



Deutsche Infanterie erobert bei Dixmuiden ein englisches Feldgeschütz. (S. 36)

Handschlitten. Sie waren zu Heereszwecken angefertigt und sollten nun zu Schiffe durch Flüsse und Kanäle auf den östlichen Kriegsschauplatz befördert werden, wo sie inzwischen angekommen sind und gute Dienste leisten. — Bei den mit maßloser Erbitterung geführten Kämpfen um Dirmuiden am Osterthal haben auf Seiten unserer Gegner besonders die Engländer zähen Widerstand geleistet. Doch dem unüberwindlichen Anprall der von einem vor nichts zurückweichenden Mute besetzten deutschen Truppen konnten sie auf die Dauer nicht standhalten. Dirmuiden fiel in deutsche Hände und zugleich viel feindliches Kriegsmaterial. Eine Szene aus jenen Kämpfen, die Eroberung eines englischen Feldgeschützes durch deutsche Infanterie, schildert packend unser letztes Bild.

Die Familie Napoleons I. unter sich. — Im Jahre 1809, als Napoleon von Wien nach Paris zurückgekehrt war, befand er sich eines Tages mit mehreren Gliedern seiner Familie in Saint-Cloud. Nach dem Abendessen begab man

sich aus große Bassin. Es war heller Mondschein, man setzte sich auf den Rasen, Napoleon streckte sich der Länge nach aus und sagte: „Glücklich, wer so immer im Graße liegen könnte. Am meisten kann das wohl ein Schafhirte tun. Gern würde ich Krone und Szepter für einen Hirtenstab hingeben.“

Diese Rede erregte ein allgemeines Lachen, allein Napoleon sagte in vollem Ernst: „Ich passe wahrhaftig nicht. Wenn ich unter allen Ständen freiwillig einen zu erwählen hätte, so würde ich mich für den des Hirten entscheiden.“

„Und ich,“ sagte der König von Neapel, „möchte Gondolier in Venedig sein; ich würde alle Tage meine Barke auf das Meer der Liebe hinaus stoßen und dazu Tassos unsterbliche Lieder singen.“

„Und ich,“ sagte der König von Holland, „möchte ein Schuttmann in Amsterdam sein. Ich könnte gemächlich auf der Straße stehen und den anderen Leuten zusehen, wie sie sich abheben.“

„Ich,“ sagte der König von Spanien, „wäre am liebsten ein Jäger. Da hätte ich meinen grünen Wald statt eines langweiligen Hofes.“

„Und ich,“ sagte die Prinzessin Borghese, „wäre glücklich, wenn ich eine Gärtnerei hätte.“

„Wahrhaftig,“ sagte Napoleon und erhob sich, „ihr habt alle recht. Man muß gestehen, daß es ein schweres Handwerk ist, zu herrschen, und daß die Menschen Narren sind, das Glück in einer so großen Entfernung zu sehen, während es ihnen doch so nahe liegt.“

Das Wildpferd in Deutschland ist längst ausgestorben, doch kam es noch im sechzehnten, jedenfalls aber noch im fünfzehnten Jahrhundert in den großen deutschen Waldgebieten vor, wie aus einem Lehnbriefe des Landgrafen Friedrich von Thüringen an Fritz und Fring v. Witleben auf Elgersburg vom Jahre 1437 hervorgeht, in welchem „die hohe Jagd und die wilde Pferdt“ vorbehalten waren. In einem anderen Lehnbriefe aus dem Jahre 1557 an Friedrich v. Witleben auf Elgersburg waren gleichfalls „die hohe Jagd und Wildpferdt“ von der Verleihung ausgeschlossen.

Wann das letzte Wildpferd auf dem Thüringer Walde dem Jäger erlegen ist, kann nicht gesagt werden, da hierüber keine Mitteilungen zu finden waren. Daß die Waldregion Mitteleuropas im Altertum aber von Rudeln wilder Pferde belebt gewesen, wird durch eine Reihe geschichtlicher Zeugnisse bewiesen. Auch später noch fehlt es nicht an Belegen für das Vorhandensein des wilden Pferdes in Deutschland und in den von Deutschland östlich gelegenen Ländern. So bittet beispielsweise Papst Gregor III. um 732 den heiligen Bonifatius, den Genuß des Fleisches wilder Pferde nicht mehr zu gestatten, indes noch um das Jahr 1000 haben die Bewohner von St. Gallen solches Fleisch gegessen. 1593 werden die wilden Pferde, die im Wasgau lebten, ausführlich geschildert; in Preußen jagte man noch zur Ordenszeit wilde Rosse, und Herzog Albrecht erließ noch 1543 eine Anordnung zu deren Erhaltung.

Nach den neuesten Forschungen scheint es auch festzustehen, daß es sich dabei nicht um verwilderte, sondern um wirklich wilde Pferde handelt, von denen es zwei verschiedene Rassen gab, einen schweren, großen, langköpfigen westlichen Schlag und einen leichten, kleinen, kurzköpfigen östlichen Schlag. Die letzten Vertreter der letzteren Rasse sind erst um 1880 in Rußland, wo dies Pferd Tarpan hieß, erlegt worden.

Wie man in Amerika die Dienstmädchenfrage umgeht. — In Amerika wird die Dienstmädchenfrage immer brennender, und da die Wohnungsverhältnisse es oft unmöglich machen, eine nicht zur Familie gehörende Person zu beherbergen, hat man sich nach einer anderen Lösung der Frage umgesehen. Und es scheint fast, als sei das Problem wenigstens dort gelöst, wo die praktische Einrichtung der „Lady visiting housekeeper“ besteht.

In den großen Städten findet man eine ganze Reihe von verheirateten Damen, deren Arbeitsfeld außerhalb des Hauses liegt. Wenn sie dadurch nicht imstande sind, die häusliche Arbeit zu verrichten, ihr Haus aber doch gern so in

Ordnung halten möchten, daß es ein wirkliches Heim ist, so wenden sie sich an eine „Lady visiting housekeeper“.

Diese Dame erscheint von einer Reinnachefrau begleitet, die alle grobe Arbeit ausführt, während sie selbst das Ganze beaufsichtigt, Staub wischt, stopft und fädelt, sowie die erforderlichen Einkäufe und die Zubereitung der Speisen besorgt. Die „Lady visiting housekeeper“ und ihre Reinnachefrau sind gewöhnlich so gut zusammen eingearbeitet, daß sie im Laufe des Tages mehrere Haushaltungen in Ordnung halten können. Kommt die Hausfrau nach beendigter Tätigkeit heim, so findet sie sicherlich alles besser vor, als wenn sie ihren Haushalt inzwischen einem ungelübten Dienstmädchen überlassen hätte.

Der Haushalt wird auf diese Weise für die einzelne Hausfrau nicht sonderlich teuer, während die „Haushalterin im Umherziehen“ eine hübsche Einnahme erzielt.

Die unterbrochene Hinrichtung. — Im Mai 1534 wurden in Soest fünf

Bürger, darunter auch der

Gerbermeister Johann Schlachtort, wegen eines ganz unbedeutenden Vergehens von dem Rat der Stadt zum Tode verurteilt. In der Bürgerchaft war es allgemein bekannt, daß die fünf Verurteilten unter den Ratsherrn Feinde besaßen und nur unter dem Scheine des Rechts beiseite geschafft werden sollten. Trotzdem wagte niemand gegen das Urteil Einspruch zu erheben, da der Rat über eine starke Söldnertruppe verfügte.

Am 15. Mai 1534 sollte die Hinrichtung der fünf auf dem Marktplatz erfolgen. Der Gerbermeister Schlachtort legte zuerst sein Haupt auf den Block. Das Schwert des Scharfrichters traf aber nicht den Hals, sondern die Schultern. Da ersaßte plötzlich Schlachtort, den die furchtbaren Schmerzen zur wildesten Wut aufstachelten, mit seinen gebundenen Händen das Richtschwert, hielt sich damit den Scharfrichter und dessen Gehilfen vom Leibe und rief der tausend-

köpfigen Menge vom Blutgerüst herunter die Worte zu: „Soester Bürger wollt ihr sein! Und ihr laßt fünf ehrliche Männer von diesen Schuften umbringen! Schämt euch, Soester Bürger!“

Dieser Ruf verfehlte seine Wirkung nicht. Im Handumdrehen hatten sich die Leute bewaffnet, sprengten die Söldnertruppe auseinander und befreiten die Verurteilten. Leider waren Schlachtorts Wunden so schwer, daß er am 20. Mai trotz sorgfältigster Pflege starb.

Wie hat Soest ein Leichenbegängnis gesehen wie das seine. Auf dem Sarge lag das blutige Schwert. Der Sarg selbst aber wurde von den Mitgliedern des Rates getragen, soweit sie noch in der Stadt geblieben waren. Diese Sühne hatte die Bürgerchaft verlangt und auch durchgesetzt. [B. R.]

Sononym.

Ich bringe Tod und bringe Wunden
Und wieder sanften Wohlklang dir;
Was du an Lust und Leid empfanden,
Vertausch du mit der Feder mir.
Man haute einst mich groß und mächtig
Dem Feldherren, der ein Sieger war,
Und wieder strahl' ich schön und prächtig,
Verbinde Erd' und Himmel gar.

Auflösung folgt in Nr. 10.

Rätsel.

Nach Reute spähend, hoch ob Tal und Hügel,
Im blauen Äther breite ich die Flügel.
Doch wenn du mich mit Kopf und Fuß versehn,
Werb' ich als Mann von Stande vor dir stehn.
Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösungen von Nr. 8:

der vierjähigen Scharade: Rahenhammer; des Silben-Rätsels: holdselig.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.



Ordinarius: Müller, wenn Xenophon geahnt hätte, daß Sie sich einst an ihm versuchen würden, so hätt' er sich ohne Zweifel das Recht der Überlegung vorbehalten.